

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 14. Oktober 1915

Oesterreichische Trophäen.

Im Heeresmuseum in Wien.
Wien, im August.
Es geht wie ein ununterbrochenes Waffentreiben durch Oesterreichs Geschichte. Das raucht, das stampft, das dröhnt, von den Zeiten an, wo Hunnen und Mongolen in die ungarische Tiefebene einbrachen, bis zu den Tagen, wo Großfürst Nikolas schwere Artillerie gegen die Forts von Przemyśl donnerte. Was hielt diesen Staat und seine zwanzig Völker zusammen, die nichts, gar nichts gemeinsam hatten, weder Rasse, noch Sprache, noch Glaubensbekenntnis? Außer der Dynastie nur das Heer, und immer nur das Heer. Ohne dieses Heer wäre der Staat Oesterreich längst eine Beute der gierig an seinen Mäandern lauernden Fremden geworden, wäre er den Auflösungselementen wühlender Abenteuer in seinem Innern erlegen. Es ist kein Heer wie das preussische. Es ist nicht von ein oder zwei klugen Fürsten erdacht, eine sehr organisationsfähige Bevölkerung aufgedrängt und schließlich zum Werkzeug gemacht worden, einen großen Nationalstaat zu gründen. Vergleichen wir die Oesterreichs Aufgabe. Oesterreichs Aufgabe war stets von den Tagen der Babenberger an, und ist es bis heute geblieben, sich wie eine Barriere vor die Völkerfluten zu stellen, die aus dem Osten herandrängen, gleichsam die Lagerstätte von Westeuropa gegen alle östliche Ueberflutung zu bilden. — Darum ist dieses Heer stets ein so lebendiges Ganzes geblieben, das auf so viel räumliche gemeinsame Trophäen zurückblickt, trotz aller Völkerverchiedenheiten. Die große Aufgabe blieb in ihm stets lebendig; der durch dieses Heer angesprochene Staatswille war so stark, so unzerstörbar, daß er allen Auflösungs-tendenzen widerstand hat und stets widersteht wird. Oesterreich wird leben, so lange Europa lebt! Ueber diese Wahrheit konnte sich höchstens die Unwissenheit englisch-französischer Geschichtsschreiber täuschen, die aus guten Gründen die Auflösung des Kaiserstaates seit dreißig Jahren prophezeien.
Es ist reizvoll, die Geschichte dieses Heeres in einer so merkwürdigen Sammlung zu verfolgen, wie es das Heeresmuseum in Wien ist. Draußen steht es im Arsenal, in der Gegend des Südbahnhofs. Das ist ein gewaltiges Gebäude, mit seinen Ziegelmäuren, seinem trognen Eingangstor, seinen zinnengekrönten Mauern aber ein ein Raustell erinnernd. Drinnen befinden sich Werkstätten, Gewerkschaften und alles mögliche. Der Däne Hansen erbaute an der südlichen Seite zwischen 1850 und 1860 das Museum. Es ist im allgemeinen im byzantinisch-maurischen Stil gehalten, die Räume im Innern zeigen etwas reichliche Vergoldung, aber es wirkt doch ausgleichlich und frei. Wenige Museen gibt es, die so voll Ueberflutung mit Gegenständen frei stehen, obgleich wahrhaftig hier genug zu sehen ist. Die Darstellung von Waffen aller Art seit Beginn des 16. Jahrhunderts kann man hier mit wissenschaftlicher Genauigkeit verfolgen, und die oesterreichische Geschichte seit vier Jahrhunderten zieht hier in einem kurzen Revisionskurs, erläutert durch wertvolle historische Reliquien, an uns vorüber.
Das steht man schon am Eingang in der sogenannten Feldherrenhalle, hinter der die große Stiege zum ersten Stock und zur Hauptkassette ansteigt. Hier stehen in farneisener Marmor ausgeführt, die überlebenden großen Bildsäulen von 56 oesterreichischen Feldherren auf Postamenten zwischen den Säulen und Pilastern, die das Gewölbe tragen. Vom Markgrafen Leopold, dem ersten Babenberger, bis zum Fürsten Karl Schwarzenberg, dem Sieger von Leipzig, ist hier alles, was Oesterreichs Heere berühmt gemacht hat, und findet im Stiegenhaufe mit weitem sechs Marmormonumenten aus moderner Zeit (Nadezhdy, Sapanau, Windischgrätz, Jellacic, Zegeithoff, Sterned) seine Fortsetzung. Vom frühmittelalterlichen Fürstentum bis zur Hofkammer und zur modernen Uniform finden sich eine Reihe von stolzen kostümierten Gestalten, denen nichts gemeinsam scheint als der Ruhm, den sie dem Doppeladler erkämpften, die Lebensarbeit, die sie auf das Bestehen dieser alten Monarchie verbanden. Gemeinsames Blut haben sie nicht. Der Flame (oder Wallone) Karl von Buquoy, der Halbfranzose Lamberg, der Böhme von Ungarn Radetzky, dem Savoyer Prinz Eugen, dem Bayern Pappenheim,

dem Deutschböhmen Albrecht von Wallenstein. Es lohnt sich, Gesichter zu studieren mit verschiedenem Rufensausdruck in diesem Raum, der nur den einen Nachteil hat, daß er nicht sonderlich gut beleuchtet ist. Er dient gleich als eine einführende Geschichtsschau, und es ist gut, daß man von dem ursprünglichen Plane abgesehen hat, die Pfeiler mit Reliefs zu behängen und auf die Postamente allenfalls allegorische Darstellungen zu setzen. Die hätte doch kein Mensch angesehen.
Wir steigen nunmehr über die große Stiege hinauf in den ersten Stock, wo die sogenannte Ruhmeshalle uns empfängt. Ein schöner, herrlich gewölbter Raum mit einer Kuppel, die nicht weniger als 22 Meter hoch ist. Im Innern ist diese Kuppel mit Fresken von Blaas bemalt, die allerlei Kämpfe der oesterreichischen Armeen darstellen: Turin, Jena, Kolin, Belgrad. Es ist erstaunlich, wie oft der letztere Ort von den Oesterreichern erobert wurde. Rechts und links reihen sich die Säle an, in denen die Sammlungen des Heeresmuseums in einer, man kann wohl sagen, musterhaften Weise ausgestellt sind. Und Trophäen in überreicher Zahl! Preussische Fahnen aus dem Siebenjährigen Kriege (über 50), französische aus den Befreiungskriegen (über 100), dänische (von 1864), schwedische (aus dem Dreißigjährigen Kriege), italienische (Custoza, Kovara, Vissa), vor allem türkische.
Der Türke war jenseits der Donau der Oesterreichs Feind während zweier Jahrhunderte. Der, der sein Dasein zunächst bedrohte, der zweimal seine Hauptstadt belagerte, und den es schließlich zum Heile Europas und mit Ausbietung aller Kräfte in die Ebenen Ungarns und weiter auf den Balkan zurückwarf. Das hat aber Mühe und Mut genug gekostet. Ganz genau wissen wir nicht, wie die Sache verlaufen wäre, wenn nicht der Graf Niklas Salm bei der ersten und Kaidiger von Starhemberg bei der zweiten Belagerung Wien so wacker verteidigt hätten. Die große Belagerung durch die Türken 1683 war jedenfalls „das“ historische Ereignis im Leben Wiens, das, womit es sich vor ganz Europa mit Ruhm bedeckte und den ersten abwärtsführenden Schritt der großen osmanischen Macht bedeutete. Sie war auch eine der folgenschweren ersten engern Kulturbeziehungen zwischen Orient und Occident. Denn der abziehende Großwesir ließ nicht nur eine Anzahl seiner Dolmetschen, sondern auch seine Kaffeehäuser hier, und seitdem verbreitete sich der Kultus des schwarzen Getränks von Wien aus durch ganz Mittel- und Westeuropa. Ich sogar das bekannte Wiener Gebäck, der „Käfel“, soll aus jener demeritischen Zeit stammen, wie seine Form eines Halbmonds wenigstens nicht unwahrscheinlich macht. Türkische Fahnen, Schwerter und Trophäen hängen also in Menge hier. Am herrlichsten wirkt ein großes türkisches Staatszelt, über 7 Meter hoch und wahrscheinlich bei Peterwardein 1716 vom Prinzen Eugen erbeutet. Es ist mit Seidenstoffen bedeckt, die so viel künstlerischen Sinn verraten, wie damals im übrigen Europa sicher nur stellenweise anzutreffen war. Von dem Entschloß Wiens stammt auch eine der großen von der Decke herabhängenden sogenannten türkischen Wurfmaschinen, auf denen das Schwert Mohammeds abgebildet ist.
Von einem andern Feind der großen mitteleuropäischen Monarchie stammen die schwedischen Trophäen. Ihre bedeutendste ist sicher der Adler, den Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen getragen hat, und in dem er erschossen wurde. Die kaiserlichen Reiter nahmen ihn dem Reichthum des Königs ab und brachten ihn nach Wien. Es ist eine Tacke von schwarzem gelben Leder, von Elendhaat, das noch heute so fest scheint wie vor drei Jahrhunderten. Am linken Armel beim Ellenbogen ist ein großes Loch, da drang die erste Kugel ein. Im Rücken findet sich ein anderes Loch, von der zweiten herrührend; die Ränder dieses Loches sehen ganz verbrannt aus, die Kugel muß also nächster Nähe abgefeuert worden sein. Ist es vielleicht wahr, was von verschiedenen Seiten behauptet worden ist, daß der König durch Wundschmerz gefallen ist? In einem andern Glasfahnen befindet sich das Schwert Lillys, das er vermutlich noch in seinem letzten Gefechte bei Kolin an der Donau trug. Von besonderem Interesse ist ferner auch das eigenhändige Befehlsschreiben Wallensteins an den Grafen Radetzky, das diesen in aller Eile auf das Schlachtfeld von Kollin be-

rief. Das Blatt ist mit Blut besetzt, befanntlich fiel Pappenheim auch in dieser Schlacht. Nieht man den Brief, so fällt einem außer der verhältnismäßigen feinen und zierlichen Handschrift Wallensteins (sie hat etwas ausgesprochen „Gottisches“, wie wir sagen würden!) auf, daß er wenig Fremdwörter braudt; der alte Fritz, hundert Jahre später, hätte froh sein können, wenn er noch ein so leidlich gutes Deutsch geschrieben hätte, wie der Friedländer. In einem besonderen Kasten hat man Andenken und Uniformstücke des Prinzen Eugen aufbewahrt; diese Uniformen verraten deutlich, von welcher Gattart dieser genialer Heerführer gewesen sein muß, der ein Duzend großer Schlachten gewann und vierzig Jahre lang einer der Stützpfeiler der Monarchie war. Man meint eine besondere Vorliebe in den Andenken zu spüren, welche man der jungen oesterreichischen Marine und ihren Führern gewidmet hat. Das ist vermutlich gerade so wie in Deutschland; die Marine wird, weil sie jung ist, auch bei uns von der öffentlichen Meinung verhöhnt. Zegeithoff genießt eine auch in Oesterreich seltene Popularität. Unter diesen Andenken befindet sich eines, das man heute mit besonderer Aufmerksamkeit betrachten sollte, das Ehrengefecht der Stadt Triest an den siegreichen Admiral nach der Seeschlacht bei Vissa. Es besteht aus einem Aufsatz von vergoldetem Silber mit Allegorien der Schifffahrt, oben drauf mit der Gestalt eines Neptuns. Wir möchten das Gefecht sehen, das die unerlöste und noch immer sehr kaisertraue Stadt Triest einem italienischen Admiral machen würde! — Den sehr unabweislichen Fall gekostet, ein solcher Gewinn einmal eine Seeschlacht im adriatischen Meere.
Zu großen Saale zu ebener Erde des Museums befinden sich die Statuen. Da ist viel Wertwürdiges darunter, auch vieles, was gerade den Fachmann interessieren würde. Alle oesterreichischen Kartanonen aus dem 16. Jahrhundert beginnen die Reihe der Werdgeheute, und bis in die neueste Zeit geht diese sich fort. Manches Neue ist nicht so neu, als wir glauben. Wer denkt daran, daß es schon am Ende des 18. Jahrhunderts in der oesterreichischen Armee Hinterlader-Gewehre gab, die wir für so modern halten? Ganz merkwürdig ist auch ein altes Gewehr vom Jahre 1678, das man passend den Vorläufer der Wirtauleuse nennen kann. Es umfaßt in zwei übereinanderliegenden Schichten 50 Musketenläufe, die mit fertigen Patronen geladen wurden. Das Gewehr führte den schauerlichen, aber nicht unpassenden Namen; die Totenorgel. Auf Einsprüche, originelle Namen und bildliche Verzierung ihrer Werdorden gaben unsere Vorfahren überhaupt mehr als wir, die wir darin von völliger wissenschaftlicher Nüchternheit sind. Eine Kartanone von 1569 trägt das Reliefbild eines Hahnes, darüber die Aufschrift: „Ich bin der Hahn — ein rechtlich Mann — Der trafen kann — Daß Turm und Wauer in Boden gan.“ Der Hahn krähte freilich vergeblich, da die Türken ihn 1594 bei der Einnahme von Raab mit wegführten. Manahual sind die Werdorden von Kanonen von einer gewissen historischen Bizarrerie. So befinden sich hier als heutige oesterreichische Kriegsbeute deutsche Kruppengeschütze. Sie gehörten zuerst den Türken, wurden von den Serben im ersten Balkankriege genommen und von den Oesterreichern den Serben bei der Einnahme Belgrads wieder entzogen. Trophäen aus dem heutigen Kriege sind natürlich auch sonst schon hier. Russische Fahnen und oberste Russingewehre schmücken als Zeichen oesterreichischer Tapferkeit verschiedene Räume des Museums.
Es gibt noch ein anderes Andenken an den Krieg, oder doch an seinen Ausbruch hier. Freilich ist es keine Trophäe. Mitten in der großen Ruhmeshalle, die sonst leer ist, steht ein Glasfahnen, mit einem schwarzen Loch überdeckt. Er wirkt unwillkürlich wie ein Katastroph. Als der Führer das Loch hebt, liegt vor mir eine blutbesprenzte Uniform. Der blaue Uniformrock eines oesterreichischen Generals, mit hohem, goldstarrtem Kragen. Dieser Kragen zeigt Blut auf, ganz besonders aber inwendig am Futter. Etwas am vierten Uniformknopf ist ein langer Schnitt über die ganze linke Seite, den offenbar die Wunde zu suchen. Das Blut hat sich über diese Seite ergossen. Auch das darunter liegende Beinleid zeigt Blutspuren, ebenso die weißen Wirtahandschuhe. Der Unglückliche

griff, als er die tödliche Wunde spürte, nach dem Halle, um sich Luft zu schaffen; das Blut, das bald von innen kam, besetzte dabei die Handschuhe.
Diese Uniform trug der Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger von Oesterreich, als man ihn in Serajewo ermordete. Ich schließe unwillkürlich die Augen. Das Blut, das an diesem Kleide klebt, scheint mir, rinnt in großen Wäden durch diesen einsamen Saal, ergießt sich marmorne Stiege hinauf, riecht sich über die Stadt und das ganze Land. Nun strömt es über ganz Europa; es ist zum Blutmeer geworden, in dem das Glück und das Leben von Hunderttausenden untergehen, in dem die Völker weiter wirren bis zum letzten Atemzuge. Die Flutde von Millionen, denen man ihr Lebensnahm, ruhen bereits zum Himmel gegen die Anstifter eines der heimtückischsten Verbrechen, die die Geschichte gekannt hat. Das man den armen Teufel gerichtet hat, der den Anschlag ausführte, macht nicht viel aus. Die wahren Mörder lauten noch immer in Generalströßen und in Fraas umher, bis auch für sie heftentlich die Stunde kommt, wo man sie zum Galgen führt.
Gräfin Ella.
Erlaube von Elise Pollak-Riesmann.
In der Tatragend, nördlich von Kassa, unweit der ungarisch-russischen Grenze, war der frühere Bischof Solobi in die Hände des letzten Grafen Lauenburg übergegangen, der, ein hoch- und schlangengewächener Fünfziger, von unerkennbar oesterreichisch-ungarischem Aristokratentyp, wie ein König auf seiner Domäne lebte.
Die Gräfin, zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte, gertenstalt gewachsen, war eine famose Reiterin, die bei den Hofjagden in Gödöllö sogar einmal die Aufmerksamkeit des allerhöchsten Landesherren gefesselt hatte. Ihr Vater, Diplomat in Kaiser Franz Josephs Diensten, war Ungar gewesen, heftig, heftig, jähzornig, mehr gefürchtet als geliebt. Die Mutter, an welcher diese Tochter mit abgöttischer Liebe hing, eine russische Prinzessin.
Gräfin Ella hatte stark slavischen Einschlag. Die junge Aristokratin fühlte sich mit ihren dreißig Jahren schon unerbittlicher Weise „alt gestellt“, zu dem langweiligen Lande, der Schloßherrin verdammt.
Da plagten im Sommer 1914 die Nachrichten der rasch aufeinander folgenden Kriegserklärungen wie so viele Bomben in die beschauliche Ruhe dieses nordungarischen Idylls.
Der Graf war befürtzt, die Gräfin wie elektrifiziert. Nun würden Erlebnisse kommen, würden sich überkürzen in atemloser Hast. Nun lebte man selbst Weltgeschichte!
Der Graf schüttelte bedächtig den schönen, feinprofilierten Kopf. Der Gräfin temperamentvolle Kriegesgeisterung entzog sich seinem Verständnis. Er ahnte instintiv, daß es nicht deutscher Patriotismus war, der sie befeuerte, sondern eher Entlassungslusternheit der zum Stillleben verdamnten Frau.
Er war ernstlich beunruhigt um sie beide. Die russische Grenze war bedrohlich nahe, und er kannte die Russen von ihrer schlimmsten Seite. Graf Erich plante schleunigste Ueberflucht nach Wien oder Budapest. Dem widersetzte sich die Gräfin. „Jetzt, wo es hier in der Einde interessant wird, jetzt willst du fort?“, meinte sie. Und er fügte sich gemühtemäßig ihrem stärkeren Willen. Sie blieben. Ihr Auto sauste zwischen Solobi und Kassa hin und her. Die kleine Garnison hatte über Nacht an Bedeutung gewonnen, ein der ersten Regimente war dorthin verlegt worden. Viele Bekannte der Lauenburgs waren dabei. Sie alle kamen oft nach Solobi, gefahren oder getritten.
Wenn sie allein war, der Graf, das Personal außer Hör- und Schweite, dann schlich sie leise, verhohten, wie auf Regenwolken in den großen Saal, wo auf geschmückter Staffelei das Bild ihrer Mutter, der russischen Prinzessin, stand, von Lenbach gemalt. Ein Bild aus des Meisters bester Zeit. — Gräfin Ella forschte in der Mutter Zügen, ihr leidenschaftlicher Blick schien das Bild schier durchbohren zu wollen. Sie glaubte, der Toten Stimme zu hören, melodisch, wie mit fremder Betonung: „Und vergiß nie, daß Du die Tochter einer Russin bist!“
Wochen, Monate verstrichen, erfüllt mit Kriegsgeräusch und drüben. Der Kanonendonner vom Dulla-Pag drang, zum leisen Echo abgeschwächt, bis nach Solobi. Die Zeitungen trafen verpöht hier ein, viel zu spät für Gräfin Ellas Ungebuld.
Die Gräfin war nervös und reiz-

bar geworden, nicht wiederzuerkennen. Der Krieg beschäftigte ihre Gedanken bei Tag und bei Nacht. Aber anders als er die übrigen Frauen Deutschlands und Oesterreichs beschäftigte, Gräfin Ella pflegte keine Verwundeten, sie strickte keine Strümpfe und sonnte keine Liebesgaben ins Feld. Mit gierigen Augen und Ohren genoß sie bloß das große Gesehehen, dessen Zeugin sie sein durfte. Und dann brachte die eiserne Zeit eine Frucht in ihrem Herzen zur Reife, die längst im Keime in ihr schlummerte: den Haß gegen das Deutschland, gegen Oesterreich, gegen Wien, gegen alles, was germanisch war. Die Slavinnen war in ihr erwacht. Nun war sie erst ganz die Tochter ihrer vergötterten Mutter!
Mit gierigen Augen verfolgte Gräfin Ella Tag für Tag die verschiedenen Berichte aus Ost und West. Die Zeit verstrich, der Krieg zog sich hin. Der Winterfeldzug wich den Frühlingsskizzen. Es war im März 1915. Ein paar Offiziere waren aus Kassa herübergekommen. Man sah im großen Salon beim brodelnden Samowar. Gräfin Ella sah fasziniert aus in einem ihrer zeitlosen weiten Gewänder.
Man sprach über Wien. Baron Nagy, ein geistreicher Grübler, meinte: „Wenn die Kaiserstadt nur dieses Mal den Anschlag nicht verpaßt. Ihr Tag ist jetzt gekommen, spät, doch nicht zu spät. Wenn ihr jetzt der Mann ersähen würde, der ihr mit eiserner Hand den Platz anweist, der ihr gebührt auf der Karte Europas.“ Alle horchten gespannt. Der Baron galt für kompetent, war ein guter Sozialpolitiker.
Gräfin Ella hatte sich plötzlich brüsk erhoben, schritt aus dem Zimmer. Erstaunt blickten die Herren ihr nach, einen Herzschlag lang, dann rollte das Gespräch weiter, verlor sich in Konversationen.
Gräfin Ellas Lippen bluteten. Sie hatte sich geiffen bei Baron Nagys Ausführungen, um nicht laut herauszuschreien. Das fehlte noch. Eine Erhebung Wiens, dieser Stadt, dieses Landes, das sie haßte als — Feindin! Sie erschauerte selbst bei dem Gedanken, ihr Blut pochte gegen die Schläfen. Ideen, Pläne überfüllten sich in ihrem Hirn. Sie lachte kalt, höhnlich, böse! Was hatte sie doch heute gehört? Eine lange belagerte Festung würde sich nicht mehrere Tage halten können, es fehlte an Proviant, an Munition? Wenn nur die Belagerer nicht merken würden, wie schlimm es schon in der Festung stand!
Gräfin Ella ballte die Faust. Sie wollte es ihnen zeigen, was eine Russin vermochte für ihr Volk!
Sie ließ den Polen Jwan zu sich rufen in ihr Boudoir, zur großen Verwunderung des Kammerdieners. Der Pole Jwan war die rechte Hand des Gutsverwalters, ein durchtriebener Fuchs, im Herzen russisch gefinnt. Die Gräfin blickte ihn scharf an und sagte: „Jwan, daß Du ein Aufseher bist, weiß ich!“ Der Pole zuckte zusammen wie unter einem Pfeiffenstich. Die Gräfin fuhr fort: „Wenn der Herr Graf es möchte, würdest Du gefangen über erschossen werden!“ Wieder juckte der Pole zusammen. „Ich werde Dich nicht verurteilen, wenn Du meinen Auftrag pünktlich ausführst.“ Des Polen listige Augen leuchteten auf. „Ich selbst bin Freundin der Russen,“ fuhr die Gräfin fort, „und möchte ihnen helfen.“ Es handelte sich um den ersten großen Sieg, den sie zu erringen im Begriff stand. Er muß beschleunigt werden. Du kennst die Gegend hinter der Grenze?“ Sie deutete nach dem Dulla-Pag hinüber. Der Pole bejahte stumm.
Sie sah ihn scharf an, lange, durchbohrend: „Jwan, Dein Leben steht auf dem Spiel, so oder so. Wenn Du bis vor die belagerte Festung gelangst, diesen Brief dem russischen Befehlshaber überreichst, dann bist Du geboren, sichergestellt für Dein Leben. Dies mein Auftrag. Nun geh, und laß Dich nicht erweichen. Sie grüßte militärisch humm, neigte sich nochmals zur Erde, ihr Kleid zu küssen, und ging. — Die Gräfin atmete auf. Es war geschehen. Vor dem Wille ihrer Mutter lag sie lange auf den Knien wie im Gebet.
Abends kamen wieder Gäste, Offiziere aus Kassa. Die Gräfin sprühte vor Temperament. Ihre Laune war nie besser gewesen. Als sie beim Wodka im Herrenzimmer saßen, ließ sich plötzlich der Verwalter melden. Da mußte etwas vorgefallen sein, der kam sonst nie zu ungelegener Stunde. Der Graf ließ ihn eintreten, und der Beamte meldete, der Pole Jwan sei, unter Zurücklassung aller Hofgesellschaften, bis auf Waffen und Papiere, spurlos verschwunden. Tiefe Stille im Raume. Dann erscholl Gräfin Ellas klare, helle Stim-

me: „Er wird geflohen sein. Vermutlich ein Russenfreund. Geh, laß ihn laufen, Erich, solch ein harmloser Dummkopf.“ Damit hatte die Sache ihre Bewenden, der Beamte zog sich mit stummer Verbeugung zurück. Dem Polen Jwan wurde nicht nachgeforscht. —
Die belagerte Festung fiel. Durch ganz Deutschland und Oesterreich ging es wie ein Welllaut, als die Trauertunde sich verbreitete.
Graf und Gräfin Lauenburg saßen im Speisesaal. Der Graf war sehr bedrückt. Er grübelte: „Mangel an Lebensmitteln, an Munition kann es nicht allein gewesen sein. Die Russen wußten ja gar nicht, wie schlimm es in der Stadt stand. Da muß Verrot im Spiele sein. Man munkelt von einem Aufklärungsbrief an den Oberbefehlshaber, Schachschwenker! Diese Spione! Das Land wimmelt davon! Aufbaumeln sollte man sie alle, Männer und Frauen. Sie sind keinen Schuß Pulver wert.“ Die Gräfin suchte mit keiner Wimper, als ginge die Sache sie nichts an. Allein in ihrem Zimmer, da hob sich ihre Brust, da straffte sich ihr biegsamer Körper im Triumphgefühl, das gewollte Ziel erreicht zu haben. Wie sie sich freuen würde über den besiegten, niedergebungen germanischen Feind!
Der Herzschlag hatte eine Sekunde lang ausgehört in weiten deutschen Länden. Nun ging alles wieder seinen alten Gang. Die Zeitungen berichteten von Siegen im Osten und Westen. Der Opfer wurden unermesslich viele gefordert, hier wie dort. Gräfin Ella wartete vergebens auf eine zweite „Niederlage“ der Verbündeten. Statt dessen dämmerte rosig und leuchtend der Tag, an dem die gleiche Festung wieder unter werden sollte nach heiligem Kampf. Das war ein Jubel zwischen Rhein und Donau. Mit bewegter Stimme las Graf Erich seiner Gattin die Wiener Berichte vor.
Gräfin Ella starrte mit glanzlosen Augen ins Weite, fassungslos, ganz überwältigt. Die Thren legten es als patriotische Ergriffenheit aus. Sie dämmerte dahin den nächsten Tag und die folgenden. Auf ihre fieberhafte Lebhaftigkeit folgte eine bedrückende Apathie.
Am folgenden Tage vermisste der Graf seine Gattin beim Tee im Salon, die Offiziere waren alle versammelt.
Graf Erich bemühte sich selbst in ihre Gemächer, ihr die Freudenbotschaft zu bringen. Er fand die Tür verschlossen. Auf sein Rufen kam keine Antwort. Man öffnete die Tür mit Gewalt. Auf ihrem Diwan lag die Gräfin lang ausgestreckt mit graulich verzerrtem Antlitz und verkrampften Händen, die ein flächschen hielten mit der Aufschrift: Veronal. Auf ihrem Schreibtisch fand sich ein Zettel mit den lateinischen Worten: „Wer keine Zukunft hat, soll Schlaf machen. Ella.“ Es par wohl für den Grafen bestimmt. Der war nun einer großen Sorge ledig, wenn ihm auch der Verlust der schönen Gräfin nahe ging. Er meldete sich zum Samariterdienst und ein Feldinvalidenlazarett wurde seiner Aufsicht unterstellt. So wurde sein Herzenswunsch doch noch erfüllt, den Ereignissen ganz nahe zu sein.
— Schlechtes Gewissen.
Gottin: „Die ganze Zeit, da Du gestern im Bureau warst, schlief unter Kleiner.“
— „Am, am Ende ist der Junge gar von mir erblich belastet.“
— Gläublich. „Mama, was machtest Du denn mit dem Herrn Doktor so lange in dem dunklen Salon?“
— „Mama, der Herr Doktor erklärte mir das mündliche Verfahren.“
— Klug. „Gefangenschaft (ärgertlich): Die Ausprache muß besser sein. Ihr dürft die Worte nicht zusammenziehen. Es heißt: „Und ist der Mai erschienen“, Ihr aber singt: „Und ist der Mai erschienen.“
— Keine Ueberdrehung.
A.: „Findest Du Worte, unser Schul-tamerad Müller ist Komponist geworden!“
B.: „Das wundern mich nicht... der hat ja schon als Junge geflohen!“
— Gut pariert. „Schöne Maske, Du strahlst vor Schönheit, daß alles neben Dir verschwinden muß!“
— Wirklich? Ach, möchten Sie mir das nicht mal vormachen!“
— Ein liebevoller Bergeleich. Ein Verwundeter, der aus dem Felde heimgeleht ist, erzählt seiner Familie von den Schrecken des Krieges: „Wenn die Granaten zischten und die Kugeln piffen, dachte ich immer an euch. Mir war es, als wenn Herta mit ihrem Bräutigam vierhändig spielte und du und die Lene dazu sangen...“